



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Eiserne Zeit**

**Bömers, Karl**

**Detmold, 1889**

IV.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-12591**

sonst habe ich nichts mehr zu bieten und nichts mehr — zu fordern.“

Rasch wandte er sich, barg das Gesicht in dem Ärmel seines Gewandes und eilte zur Thür hinaus.

Sprachlos starrte der Bischof ihm nach, der Ausdruck seines freundlich-heiteren Antlitzes war ein tieftrauriger geworden, schwerfällig sank er in seinen Stuhl zurück: „Herr!“ seufzte er auf, „du hattest mir eine schwierige Aufgabe gestellt in diesem Knaben, und ich glaube, — ich glaube, — ich habe sie gelöst, wie ein Pfüfcher!“

#### IV.

Strenger Winter lastete mit Schnee und eisigem Lufthauch auf dem Padergau, und die Mehrzahl der Menschen seufzte unter der Last in schlechtverwahrten Häusern bei kärglicher Habe. Meidvoll blickte mancher der am Dome zu Paderborn Vorüberschreitenden nach Kloster und Bischofshaus; die, welche dort wohnten, mochten den Winter wohl ertragen in behaglicher Wärme, bei reichlicher Kost, dachte der Meidhard, und er wäunte nicht, daß viele jener Insassen herbere Dürftigkeit trugen, als er, daß die einen des inneren Friedens ermangelten, im Widerstreit der Gewalten, die in der Menschenbrust hausen, daß wieder andre der Schaffensfreudigkeit entbehrten, welche dem Leben Wert verleiht, daß sie angegähnt wurden von der bittersten Leere, von der Zwecklosigkeit ihres Daseins. Mangel ist schlimm und im Winter zumal wird er fühlbar.

Am Morgen des Dreikönigstages saß Hildibert in seinem Gemache vor einem Buche. Ihn hungerte nicht, ihn froh nicht, aber Mangel litt auch er. Oftmals schweifte sein Auge über die Blätter des Buches hinweg, unruhig musterte er bald das krause Steinlaubwerk der ihm gegenüberliegenden Domfenster, bald verfolgte



er mit den Blicken die Schwärme schreiender Dohlen, welche die Turmspitze umkreisten. Traurig langsam waren ihm die Monde verstrichen nach dem Gastbesuche auf dem Brenkhofe, es war ihm nicht gelungen, das innere, ruhige Gleichgewicht wieder zu erlangen, weder der Philosophen weltweise Lehren, noch der Dichter tönende Gesänge konnten ihm Tröstung gewähren. Er hoffte auf Mariä Lichtmeß: an diesem Tage, an dem die gläubigen Christen ihre Wachskerzen in den Dom trugen, um sie durch die Priester weihen zu lassen, als Schutzmittel gegen Sturm, Ungewitter und bösen Zauber, sollte auch er, — das neue Kirchenlicht, wie Meinwerk scherzend gesagt hatte, — geweiht werden. Dann, hoffte Hildibert, werde die Ruhe über ihn kommen, dann waren mit Leistung der Gelübde alle Fäden zerschnitten, die ihn in die Welt zurückziehen konnten.

In seinen trübsinnigen Betrachtungen wurde er durch ein scheinbares Klopfen an der Thür unterbrochen, ein Knecht, in groben Zwilch gekleidet, trat in das Gemach; unterwürfig brachte er seine Botschaft vor: „Ibika lasse grüßen und ansagen, daß ihr Eheherr gestorben sei.“ Hildibert stand verblüfft, erschüttert bei der Botschaft.

„Mann!“ schrie er auf und griff den Träger der Trauerkunde an die Schulter, „was sagst du? Hezilo, dein Herr, tot? Und wann, — wann ist er gestorben?“

„Gestern morgen,“ erwiderte jener, erstaunt über das Aufbegehren des Geistlichen.

„Und an welcher Krankheit ist dein Herr verschieden?“ forschte dieser unruhig weiter. „War er lange krank?“

„Ein hitziges Fieber, an dem er wenige Tage gelegen, hat ihn weggerafft, wie sie sagen,“ entgegnete der Bote düster.

„Und wann ist die Bestattung?“

„Morgen!“



Hildibert ging mit raschen Schritten eine geraume Weile auf und ab im Gemache, dann blieb er plötzlich vor dem Knechte stehen:

„Grüße deine Herrin,“ befahl er, „und sage ihr, weder heute noch morgen könne ich kommen, aber bald werde ich sie besuchen, sage ihr das, — ich wolle bald zu ihr kommen, in dieser großen Betrübnis.“

Der Mann ging. Hildibert warf sich auf dem Betschemel vor dem Kreuzifix nieder: „Herr,“ rief er und breitete die Arme aus, „wenn Gedanken töten können, die meinigen haben ihn nicht getötet, das weißt du, Herr; denn ich habe ihm allzeit Heil gewünscht, und in keinem Fältlein meines Herzens war Groll gegen ihn verborgen.“

Dann sprang er auf und begann aufs neue seine Wanderung durch das Gemach. „Ich kann nicht hingehen, ihm das Geleit zur letzten Ruhe zu geben,“ fuhr er im leisen Selbstgespräche fort; „ich vermag es nicht, an den Totenschrein zu treten, mit dem Herzen voll sinnlicher Wünsche, ich darf nicht in das bleiche Antlitz schauen mit diesen Augen, die Ibika so begehrllich angeblickt haben und vielleicht wieder anblicken werden, — ich kann und darf es nicht!“

Knieend umfaßte er das Christusbild: „Heiliger Gott,“ schrie er mit gepreßter Stimme, „du drückst mich nieder und reiße mich wieder empor, du machst mich gewiß und wirfst mich wieder in Zweifel, du ängstigst mich viel und schwer, stürzest mich und holst mich wieder herauf aus der Tiefe, wie den Psalmsinger David. Nacht und Tag, Finsternis und Licht sind dein, führe mich zum Lichte!“

Allgemach wurde er ruhiger, gegen Mittag ging er zu Meinwerk und berichtete diesem, was geschehen. Mit nachdenklichen Seitenblicken hörte dieser ihn an. „Am hitzigen Fieber ist dein Freund gestorben, sagst du?“



Seltzam, seltzam! Es ist traurig, daß Hezilos Eheglück so kurz gewesen.“

Mit kühlem Neigen des Hauptes entließ er Hildibert.

Wenige Tage später stand dieser mit Ibifa unter den wehenden Trauerweiden an Hezilos schneebedecktem Hügel in der Nähe des Brenkhofes. Schweigend und in sich gekehrt verharren beide dort geraume Zeit, Hildibert hielt die Hände im Gebet gefaltet, in Ibifas Augen schimmerten Thränen.

„Friede sei mit ihm,“ brach Hildibert das Schweigen, „uns aber gnade Gott, eines jeglichen Gedankens wegen, soweit er eitel ist und am Irdischen haftet!“

Sie legte einen grünen Kranz von Hülsen und Epheu auf den Hügel, dann schritten beide schweigend nach dem Gehöfte zurück.

Im Gespräche mit Gizur und Isleif, die zu Ibifas Trost von Herford gekommen waren, vergingen die Stunden des kurzen Wintertages. Dunkeler Abend war es, als Hildibert den Rückweg antrat, ein Knecht mit mattleuchtender Hornlaterne geleitete ihn, es war der alte Schäferknecht, den Ibifa einst am Herbstmorgen unter der Linde in Schlaf gesungen hatte. Hildibert sprach nicht mit dem Manne, er war zu eifrig mit den Gedanken an seine Zukunft beschäftigt; niemand durfte er diese aussprechen, auch der Herrin des Brenkhofes gegenüber hatte er sorglich jegliche Frage, wie es dereinst werden solle, vermieden, aber die Gedanken beängstigten sein leicht erregbares Gemüt jetzt nicht mehr. Die Hälfte der Wegstrecke hatte er mit seinem Begleiter zurückgelegt, als der Mond heraufstieg. „Du kannst jetzt heimkehren,“ sagte er, „Mond und Schnee leuchten mir besser, als dein Lichtlein, und ich werde den Weg schon allein finden.“



Trotz der Aufforderung schritt der Schäfer weiter mit, und Hildibert mußte seine Worte wiederholen. Da blieb jener stehen und löschte das Licht.

„Herr,“ begann er gedrückt, „es muß heraus, es hilft nicht, ich habe es der Obermagd Materna versprochen, daß es heraus soll, — dem Vater und dem Bruder konnten wir es nicht sagen —“

„Was willst du? Was muß heraus?“ rief Hildibert, von der scheuen Redeweise beängstigt.

„Glaubt Ihr,“ fragte der Knecht, „daß unser Herr am bösen, hitzigen Fieber gestorben ist?“

„Gewiß glaube ich das,“ antwortete Hildibert, „was soll die thörichte Frage?“

„Ich glaube es auch,“ fuhr der andre fort, „und die alte Materna, die dem Herrn nachts kühle Tränklein gebraut hat, sagt auch, daß es so ist, aber ich meinte, ob Ihr wohl glaubet, daß das Fieber durch bösen Zauber entstanden ist?“

„Ich glaube, daß Gott das Fieber geschickt hat, glaubt auch ihr das, so handelt ihr weise,“ erwiderte Hildibert rasch und wollte enteilen, aber der Begleiter hielt ihn ängstlich am Gewande zurück.

„Harret noch eine kleine Weile,“ bat er, „es muß heraus! Wir halten dafür, daß böser Zauber gewaltet hat, Materna ist eine kluge Frau, hat mit unsrer Herrin mehrere Nächte in einer Kammer geweilt, und Materna sagt, dessen sei sie gewiß, daß der schönen Ibika, von der niemand so recht wisse, woher sie gekommen, schon länger ein fremdes Mannsbild im Sinne gelegen. Nun hat unsre Herrin aber nach der Weihnacht oft Lieder in ihrer wunderseltamen Sprache gesungen, auch, als der Herr krank gewesen, hat sie nachts bisweilen leise gesungen und gesagt, sie wolle ihn in Schlaf singen; in den zwölf Nächten aber bis zum Dreikönigs Tage ist der Elbenspuk los, und der



böse Zauber hat Gewalt über den Menschen, da hat sie das Fieber angelockt, meint Materna, und nun werde wohl bald der Fremde kommen und Herr des Hofes werden."

Kalter Schauer rieselte über Hildiberts Nacken bei dieser Erzählung, er mußte sich an eine Weide am Wege lehnen, um sich aufrecht zu halten.

"Daß sie zaubern kann," fuhr der Schäfer geheimnisvoll fort, "Ihr wißt es selber, daß sie es kann, sie hat es früher oft gesagt, daß sie es verstehe; denkt Ihr noch daran, wie sie die Eidechsen mit Pfeifen auf dem Halme heranlockte, als wir vor Jahren unter der Linde lagen? Hinterher habe ich ein Lindenblatt an der Stelle gefunden, wo die Eidechse gefressen, und an dem Blatte klebte Blut."

Jetzt raffte Hildibert sich auf. "Stelle dein unsinnig Geschwätz ein," schalt er, "verdächtige deine fromme Herrin nicht mit solcherlei gottlosem Gerede und geh' heim. Der klugen Materna aber sage, wofern ihre Tränklein Hezilo nicht geschadet, würden ihm Lieder auch nicht geschadet haben."

"Nehmt nicht ungnädig, was ich gesagt, Herr! Ich mußte reden, Materna hatte es mir geboten!" entschuldigte der Knecht, und nach einem zagen Gutenachtgruß ging er langsam hinweg.

Schwerfällig taumelte Hildibert an den Weidenstamm zurück; aller Mut, alle Kraft war von ihm gewichen.

"Weh' mir," stöhnte er auf, "warum wohnt der finstere Geist in solch' lichter Gestalt, und der böse Zauber auf solch' holdseligen Lippen! Wohl kann sie zaubern, ich weiß es, der Knecht weiß es, und die kluge Materna weiß es, nur Hezilo wollte nicht daran glauben, und er hat es am bittersten erfahren, da sie ihm die Todesrunen gesungen. Ibika!" rief er leise im unsäglichen Herzweh, "warum hast du ihm, dir und



mir das angethan! Mich, mich armen Thoren wolltest du gewinnen und hast mich auf ewig verloren!"

Der Abend war bitter kalt, fröstelnd raffte er sich auf, wie ein Traumwandler schritt er der Stadt zu, scheu schritt er durch die Kreuzgänge der Pfalz in sein Gemach und hastig, als fürchte er die Dunkelheit, entzündete er die kleine, eiserne Wandlampe über seinem Tische. Sein unruhiger Blick fiel auf den offen daliegenden Virgil, in dem er am Morgen gelesen:

*Durate et vosmet rebus servate secundis!*

las er und lachte höhnisch. „Sie täuschen allzumal,“ murmelte er, „die Worte der Weiber und die Verse der Dichter, und je glatter sie sind, desto trügerischer sind sie meist;“ dann warf er sich müde und zerschlagen auf sein Lager. Gott- und weltfern fühlte er sich, in dumpfem Brüten starrte er in die zitternde Flamme des Lichtes. Aber das Maß seiner Leiden war noch nicht voll. Plötzlich zuckte es durch sein Gehirn: Das Blatt, das Lindenblatt, von dem der Schäfer gesprochen! Blut hatte daran gehaftet, sein Blut, Hezilos Blut, sie hatten es ineinander gemischt, sie waren Blutbrüder geworden an jenem Morgen — nun mußte er den Toten rächen, er hatte es gelobt, mußte ihn rächen an — Ibifa.

Angst und Entsetzen faßten ihn, er schnellte von dem Lager empor, riß den Fensterladen auf und ließ sich die kalte Nachtluft um den heißen Kopf wehen; bald beruhigte ihn der Gedanke, daß er den Priesterrock trage; jener Brauch, den er mit Hezilo gelübt, war heidnisch, das Gelübde, welches er dem Freunde gegeben, konnte ihn, den christlichen Priester, nicht binden, denn es lief göttlicher Satzung zuwider; aber er war ja noch nicht Priester, das Ordensgelübde hatte jenes ältere Gelöbniß nicht aufgehoben, bevor die Pflicht, letzteres zu erfüllen, eingetreten war. Hildibert wollte



sich befreien aus diesem quälenden Wirrsal der Gedanken, er wollte Gewißheit haben. In der Zelle, die neben der seinigen lag, hörte er Geräusch, dort wohnte der greise Wahala, ein kluger Mönch und des Bischofs Leibarzt, den wollte er befragen. Mit dem Aufgebot aller Kraft zwang er sich zu äußerlicher Ruhe und ging zu dem Alten. Der lag auf seinem Ruhebett und las; „Hildibert, mein Sohn,“ sagte er verwundert, „woher kommst du zu später Stunde?“

„Verzeihet, ehrwürdiger Wahala,“ entgegnete Hildibert, „eine seltsame Frage ist mir bei meinen Studien aufgestoßen, die Ihr mir lösen sollt. Oben im Norden lebten zwei Männer, die Blutbrüderschaft geschlossen hatten; hinterher liebten beide ein Weib, und dieses war dem einen zugethan, während es den andern freite in der Umstände Verkettung. Die Ehe war glücklos, und das Weib tötete den Ehegemahl, um den Geliebten zu gewinnen, der inzwischen für den geistlichen Stand sich bestimmt hatte, aber nicht Priester geworden war. Nun entsteht die Frage, mußte der Ueberlebende den Toten rächen, obwohl er, weltlicher Last entrückt, dem geistlichen Stande sich geweiht hatte?“

„Ob er es muß?“ sprach Wahala. „Ich denke, er wird es müssen; um seiner selbst willen freilich mag er es unterlassen, denn er ist mit jenem greulichen Gelübde bereits dem leiblichen Tode und der ewigen Verdammnis anheimgefallen, also, daß ihm der Bruch des Gelöbnisses nicht weiter zu schaden vermag. Aber um des Toten willen wird er es müssen, denn wer weiß es, wie jenem die Erfüllung des Versprechens nützen kann. Nur soll er die Rache nicht selbst an der Mörderin ausüben, sondern nach christlicher Weise sie dem Gerichte überliefern und vor versammeltem Volke sie anklagen. Was du aber gesagt hast von dem künftigen Priesterstande des Mannes, so ist das ganz nichtig, denn wie



kann jemand Priester werden, der bei der heidnischen Hela blutige Gelübde geleistet hat? Und ob er sich die Weihen erschliche — würden diese dennoch weder an dem auswendigen, noch an dem inwendigen Menschen etwas ändern.“

Der Alte legte sich bequem zurück nach dieser Belehrung.

Hildibert zitterten die Kniee bei solchem Bescheide. „Ich danke Euch,“ stammelte er, „vergebt die späte Störung.“ Er wollte gehen, aber Wahala rief ihn zurück und blickte mit dem durchdringenden Blicke des Arztes in das bleiche Gesicht seines Nachbarn.

„Du bist blaß, deine Augen sind übernächtigt wie die eines Kranken; arbeite nicht zu viel, Hildibert, warnte er, „denn auch einem hohen, kraftvollen Körper schadet die übermäßige Ermüdung des Geistes; wenn du nicht nachlässest in deinem Eifer, werde ich dem Bischöfe sagen, daß er dir das Licht entziehen möge zu deinem Besten. Merke dir das, mein Sohn, und nun geh' zur Ruhe.“

Hildibert ging. Dunkel genug war es um ihn her, auch wenn man ihm die kleine Flamme beließ, die unruhig über dem Bücherschragen flackerte; Wahalas Belehrung hatte ihm den letzten Schimmer von Hoffnung und Trost benommen.

Nicht allein das wissensarme Volk, auch die Geistlichkeit in ihrer Allgemeinheit glaubte an das Treiben finsterner Dämonen im Weltall im Gegensatz zu dem Walten der Engel des Lichts; die Kirche verkaufte benedelte Kerzen, Wunderwasser und Weihkräuter zum Schutze gegen die dunkelen, feindlichen Gewalten, ihre Priester hielten von Wald und Flur und von den Hütten der Menschen die Schwarzelben fern, und wie auf dem Tische des Landmanns der heidnische Donnerkeil und die kirchlich geweihte Kerze bei einem Ungewitter als



Schuzmittel friedlich nebeneinander aufgestellt waren, so lagen im Glaubensleben des Volkes heidnische und christliche Vorstellungen dicht zusammen.

Im Sachsgemüthe zumal hafteten die Wurzelfasern des Väterglaubens noch mit großer Zähigkeit; die einen verkannten ihre Art und hielten sich für christlich, die andern duldeten sie widerwillig.

Hildibert war ein echtes Kind seiner Zeit und seines Volkes, er war unter der Leitung einer Frau herangewachsen, welche die innere Gewissensangst zu äußerer Werkthätigkeit, zu asketischer Religionsübung getrieben; der Hang der Heidebewohner zum Geheimnisvollen, der Zug zum Uebersinnlichen hafteten auch ihm an, wie hätte denn er nicht an die „schwarze, alte Kunst“ mit all' dem dahinter steckenden Geisterpuk glauben sollen? Daß Ibika den Jugendfreund mit Zauberliedern getödet, war ihm bei fortgesetztem, selbstquälerischem Grübeln zu unumstößlicher Gewißheit geworden, daß er selbst sich durch heidnisches Blutmischen zu dem verwerflichsten, verabscheuungswürdigsten Menschen gemacht hatte, war ihm nicht minder klar. Wie eine Verhöhnung des Heiligen erschien es ihm, daß er noch immer geistliches Gewand trug, heiß und schwül wurde es ihm unter dem Ordenskleide, und doch scheute er sich, dasselbe abzustreifen. Aber was sollte es ihm weiter nützen? Konnte er, der Verworfenene, denn die Irrtümer seiner Mutter bezahlen, konnte er, der den Weg zum Heile für immer verfehlt hatte, einer andern irrenden Seele den Pfad zum Himmel weisen? Wie sollte sich alles wenden und lösen, wie sollte der Fluch sich erfüllen, der auf ihm lastete, wenn er nicht alles hinter sich ließ, wenn er nicht in weiter Fremde sich und die schwere Schuld zu bergen suchte? Sie mußten sterben durch Henkershand, Ibika und er, das war gewiß. Oft kam ihm wohl der schmeichelnde



Gedanke, wie lieblich es sei, wenn Ibika mit ihm zöge in weltferne Stille, aller Verfolgung entrückt, aber er wies sofort den Gedanken zurück, denn er mochte nichts mehr gemein haben mit jener, und er fürchtete sich, mehr zu sündigen, wie er bereits gethan. Furchtbar war ihm das Dunkel der Nacht, im wüsten Traume sah er Hezilo an seinem Lager, der rechte dräuend die Hand empor, aus deren Fläche die Blutstropfen quollen und mahnte an die Erfüllung des Gelöbnisses, dann fuhr der schwer Geängstigte auf von dem Pfühle, dann war er entschlossen, dem Bischofe alles zu bekennen, und wenn er alsdann andren Tages Meinwerk gegenüber stand und dieser, dem die krankhafte Veränderung seines jungen Freundes nicht entging, kosend über seine Locken strich und sagte: „Was fehlt dir, Hildibert? Du schwindest ja dahin wie der Tau am Grase!“ schwieg er doch, denn er fürchtete das Schwert des Henkers und mehr als dies die öffentliche Schande.

Qualvoll, langsam gingen die Wochen dahin, und Hildibert hätte den Gram und die Angst kaum ertragen, wären nicht inmitten der schweren Zeit Tage gekommen, in denen er ruhig und klar über alles dachte, in denen ihm das, was er gethan, straflos erschien, straflos, wenn nicht vor den Menschen, so doch vor Gott, weil er ohne Arg, auf fremdes Zureden die Strafthat begangen. In Stunden klarer Besonnenheit hatte er denn auch einen Plan geschmiedet, der ihm fortdauernd als der beste erschien. Er wollte das Aergernis noch weiter treiben, er wollte Profeß leisten und die Weihen sich erschleichen, dann aber wollte er nach Rom pilgern, dem heiligen Vater alles offenbaren und um gnädige Strafe bitten, für sich und auch für Ibika.

Mariä Lichtmeß war herangekommen, auf einen Sonntag fiel die Feier, und wenn Sonn- und Festtag zusammentrafen, hielt man die Herzenweihe für besonders



heilkräftig. Zu Paderborn im Dome strahlten die Lichter, wirbelte der Weihrauch, und ob dem Lichtglanz und dem Weihrauchdust stieg der Morgengefang der Brüder aufwärts:

Te nunc orantes poscimus,  
Tua conserves munera,  
Quae per legem catholicam  
Cunctis donasti gentibus.

Viel Volks war herbeigeströmt, und als die Frühmesse beendet, trug man die Körbe, in denen allerlei Wachsgelbde, nach dem höher gelegenen Kirchenchore. Dort stand der Weihpriester vor dem Altare und neben ihm zur Rechten und Linken je ein dienender Bruder, bestellt zur Darhaltung der wachsbeschwerten Körbe. Der eine dieser beiden Brüder war Hildibert, er war zu dieser Dienstleistung berufen, als zu einer würdigen Einleitung der Vornahme des Weihesegens, der ihm heute zu teil werden sollte; unruhig rollten seine Augen, gleich denen des Fieberkranken, in ihren Höhlen, unstät schweiften seine Blicke durch die Hallen des Domes.

Durch das Kirchenschiff schritt die Herrin des Brenthofes, ihr voraus trug im sonntäglichen Staat der Schäfer, den man im Winter, wo die Herde daheim war, zu häuslichen Werken und Gängen nutzte, ein köstlich gewebtes Tuch, in dem die Kerzen lagen; er schaffte seiner Herrin Raum durch die Menge; diese ging in schwarzem Kleide, eine trauernde Witwe, jeglichen weltlichen Schmuckes bar, bis auf einen goldenen Stirnreifen, unter welchem das weiche, lichtblonde Haar in langen, welligen Strähnen auf den Nacken hinab flutete. Hildibert überkam ein Zittern, da er des Weibes ansichtig wurde, was wollte sie, die Zauberin, im Dome, mit dem Wachse der frommen Biene, die einst als das einzige, unverdorrene Wesen dem Menschen aus dem Paradiese nachgeflogen war? Ihn schauderte bei dem



Gedanken, daß diese Frau ihn liebe, daß sie ihn noch heute gebannt hielt mit ihrem Zauber, den er merklich spürte, als sie sich ihm nahte. Er hielt die Lehne des Altars fest mit der Linken umspannt. Ibika winkte dem Schäfer, daß er das seidene Tüchlein darreiche und Hildibert nahm es, er konnte es nicht weigern.

Heimlich nickte ihm Ibika zu, mit freundlichem Lächeln, dann beugte sie sich nieder, den Knoten des Tuches zu lösen, ihr warmer Atem berührte seine eisige Hand, und es geschah zufällig, daß einige ihrer schimmernden Haarfäden um Hildiberts Ärmelknopf sich wirrten und dort hafteten. Wie der leiseste Luftzug oft ein Feuer, das lange in der Asche geglimmt hat, zur lodernden Flamme emportreibt, brachte dieser geringfügige Umstand das in Hildibert schlummernde Fieber zu jähem Ausbruch.

„Weib!“ rief er, „was versuchst du mich? Was verstrickst du mich auf's neue mit deinen üblen Künsten?!“

Strafend blickte der Priester am Altare auf den Erregten. „Was soll das irre Geschwätz?“ raunte er ihm zu, „gebärde dich nicht auffällig vor versammeltem Volke, und wenn du krank bist, geh hinweg und sende einen andern an deine Statt.“

„Krank!“ schrie Hildibert auf, „ja, ich bin krank, krank geworden durch diese! Schauet her,“ fuhr er fort und hob den Arm, „seheth, das sind die goldenen Fäden des flimmernden Netzes, in dem ich verkommen muß, wie ein armselig Fischlein; aber ich breche das Netz,“ lachte er und zerriß die Haarfäden, „denn hohe Zeit ist es, den Bann zu lösen, der auf mir lastet mit düsterem Schweigen.“

Lautlose Stille herrschte im Dome, Ibika war an einen Pfeiler zurückgesunken; der Priester hatte den Altar verlassen und entsandte einen Chorfnaben mit flüchtiger Weisung. An die Stelle, die der Priester verlassen, sprang Hildibert.



„Höret mich an, ihr Gläubigen des Herrn,“ begann er leidenschaftlich, mit dem wehevollen Tone eines Predigers, „seheth, ich bin der größte Sünder, der je am Altare gestanden, und ich bin hinfort nicht mehr wert, ein geistlich Gewand zu tragen.“ Mit raschem Griff zerriß er das Ordenskleid, ballte die Fäusten zusammen und schleuderte sie unter die Gemeinde, dann redete er mit Donnerstimme weiter: „Wisset, heidnischen Brauch habe ich geübt, ich habe das Blut gemischt mit Hezilo, dem Brenken, unter Nachegelübden auf Tod und Leben, und der unterirdischen Hela bin ich verfallen. Aber mein Gelöbniß — ich muß es halten,“ kreischte er mit heiserer Stimme, „denn meine Gebeine müßten verschmachten, wollte ich schweigen. Ihr Heiligen des Herrn, — jene dort,“ er wies auf Ibika, „jene dort hat den Brenken getötet mit bösem, teuflischem Zauber. Ibika, Ibika, warum hast du das gethan!“ —

Starren Blickes, mit dem Auge voll unendlicher Trauer sah er auf das geliebte Weib, das an dem Pfeiler in sich zusammengesunken war, maßloses Mitleid ergriff ihn, er wankte auf die gebrochene Gestalt zu, warf sich zu ihr nieder und schlang den Arm um sie.

„Ibika!“ rief er schmerzlich bewegt, „zürne mir nicht; was ich gesagt habe, mußte ich sagen; ich gehe mit dir, Ibika, mit dir in die ewige Verdammniß, leben konnten wir nicht miteinander, aber sterben, miteinander zu sterben, ist uns vergönnt.“

Das Volk war inzwischen unruhig geworden und drängte nach dem Chore. „Laßt ihn,“ rief der Priester, der seine Fassung wieder erlangt hatte, „hört nicht auf den Rasenden, er ist wahnsinnig geworden.“

„Glaubt das nicht,“ übertönte der Menge summen- des Geräusch die Stimme des Schäfers, der Ibika geleitet hatte, und der jetzt neben ihr am Altare stand, „dieser ist nicht wahnsinnig, sondern wahr ist, was er



gesagt, des bin ich Zeuge; unsern lieben Herrn hat uns jene getötet mit schändlichem Hexenwerk."

Da sprang Ibika empor, als habe sie ein Posaunenton aufgeschreckt aus dumpfer Betäubung. Mit fliegendem Atem, mit flammenden Blicken trat sie vor den Knecht hin.

"Was wagst du zu sagen, Unseliger," gellte ihre bebende Stimme, "ich — ich hätte deinen Herrn getötet? — Bei allen Heiligen will ich schwören, daß du lügst!"

"Schwört lieber nicht," erwiderte jener gelassen, "Ihr möchtet falsch schwören; die Leute auf dem Brenk-hofe wissen es besser. Gott verzeihe Euch die Sünde!"

Mit überzeugender Sicherheit hatte der schlichte Mann gesprochen, und jetzt erhob sich ein dumpfer Lärm, wie das Rauschen eines großen Wassers unter der versammelten Gemeinde; ungestümer wurde das Gedränge, wilde Rufe wurden laut. "Hinaus mit ihr!" "Werft sie aus dem Dome!" "Sie hat es gethan!" "Sie hat den Brenken gemordet, den Mönch verzaubert!" "Schlagt sie nieder, die Hagedise!" scholl es wirr durcheinander, und schon streckten sich Fäuste nach der Unglücklichen aus, die im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit hochaufgerichtet der erregten Menge gegenüber stand, als Hildibert, der mit verhülltem Gesichte am Boden kauerte, emporschnellte. Rasch hatte er eine der schweren vergoldeten Kreuzfahnenstangen am Altare ergriffen: "Halt!" schrie er, und streckte die Stange drohend zwischen Ibika und die eifernde Menge, "wer sie berührt, ist des Todes!" Da fühlte er seinen Arm ergriffen, Meinwerk, der Bischof stand vor ihm. Auf seinen Wink wurde der drängende Volkshaufen still und wich scheu zurück. "Störet den hohen Frieden dieses Hauses nicht!" herrschte er die Versammelten mit klarer, vernehmlicher Stimme an, "an andrer Stelle soll das



Gericht über diese beiden ergehen, und gerechte Strafe soll an ihnen vollzogen werden. Führet sie in Haft!" befahl er den gewaffneten Domwärtern, die ihn begleiteten, „du aber,“ wandte er sich kühl gebietend an den Priester, „fahre fort in der heiligen Handlung!“

Die äußere Ruhe des Bischofs wirkte beruhigend auf die Gemüther der Gemeinde, mit stolzer, achtungsgebietender Haltung folgte Ibika den Domwärtern durch die rückwärtsströmende Menge; vorgebeugt, mit starren Blicken schaute Hildibert ihr nach, dann schlug er zu Boden und preßte die Stirn an die kalten Steinfliesen; ohnmächtig trug man ihn hinweg aus dem Dome.

## V.

Einige Tage nach Mariä-Lichtmeß war der deutsche Kaiser zu kurzem Aufenthalt in seinem Palast am Domhose zu Paderborn eingezogen; Heinrich der Zweite, der ruhmwürdige Herr, mit seiner vielgeliebten Gemahlin Kunigunda und einem bunten Gefolge dienender Leute. Oft und gern vertauschte der hohe Imperator die glänzende Kaiserpfalz zu Aachen mit der bescheideneren zu Paderborn; das stille Leben der Bischofsstadt, die wie ein Port der Ruhe im öden Flachlande mit den Kreuzeszeichen ihrer Thürme winkte, zog ihn nach Not und Streit bewegter Tage allezeit mächtig an, aber weit mächtiger noch lockte ihn das Wesen des Mannes, welcher der erste war in jenem Ruhehafen, der ihn mit der Welt versöhnte, wenn er mit ihr zerfallen, der ihm immer als einer der lieblichen Boten erschien, die den Frieden verkündigen, und der den Ernst des Lebens mit einer heiteren Weltphilosophie zu begleichen verstand. Dieser Mann war Meinwerk, Heinrichs entfernter Vetter, Freund und Günstling; in großer Vertrautheit verkehrten Kaiser und Bischof, deren Charakter und Gemüthsart